

Zum Geleit

Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

Nach dem Tode von Pfarrer Dr. Stingl am 11. Dezember 2015 wurde ich von der Mitgliederversammlung am 28. Juni 2016 zum neuen 1. Vorsitzenden des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien gewählt. Die Möglichkeit, mein erstes Geleitwort an Sie zu richten, darf ich dazu benutzen, etwas über meine Herkunft und meine Verbindung zu den Sudetendeutschen und den damit verbundenen Themenkreisen zu verraten.

Geboren wurde ich am 9. Dezember 1958 in Lieser an der Mosel. Dort besuchte ich die Volksschule. Meine weitere Schulausbildung führte mich nach Trier und Bernkastel. In Bernkastel-Kues besuchte ich die zweijährige Kaufmännische Berufsfachschule und machte anschließend eine kaufmännische Lehre in einer Weingroßhandlung. Dort fühlte ich nach einiger Zeit die Berufung zum katholischen Priestertum. Um als „Spätberufener“ das Abitur nachmachen zu können, besuchte ich das Clemens-Hofbauer-Kolleg in Bad Driburg im Osten Westfalens. Klemens Maria Hofbauer aus Südmähren, der Patron der Spätberufenen, ließ in mir auch das Interesse für den böhmisch-mährischen Raum wachsen, dem dieser interessante Heilige entstammte.

Nachdem ich 1982 das Studium der Theologie in Trier begonnen hatte, weilte ich von 1984 bis 1985 zum Auslandsstudium in Wien, dem eigentlichen Wirkungsort Klemens Maria Hofbauers. Seit dieser Zeit beschäftigte ich mich auch zunehmend mit der Problemlage, welcher sich der Heilige in der Pastoral gegenüber sah. Die Gedanken der Aufklärung hatten die österreichische Kirche erfasst und fanden im sogenannten „Josephinismus“ ihren Niederschlag. Klemens Maria Hofbauer bewirkte eine Erneuerung des Glaubens gerade innerhalb der vom Josephinismus sehr angekränkelten Schicht der intellektuellen Elite Wiens. So halte ich das Handeln dieses Heiligen für vorbildhaft für die pastorale Situation auch in unserer Zeit.

Mit der Thematik der Vertreibung wurde ich schon sehr früh konfrontiert. In unserer näheren Nachbarschaft lebte ein Versicherungsvertreter, der 1948 in der Folge der kommunistischen Machtergreifung mit seiner



Familie aus Prag geflüchtet war. Nach dem frühen Tode seiner Frau, suchte er verstärkt Kontakt zu unserer Familie. Und so kam es, dass Herr Kolar aus Prag seine Vergangenheit bewältigte, indem er meiner Mutter in unserer Küche beim Bügeln einiges vom „Benesch“ und seiner Zeit berichtete. Wir Kinder, die wir uns ebenfalls zum Spielen häufig in der Küche aufhielten, erhielten so unseren ersten Unterricht in neuzeitlicher böhmischer Geschichte. Schon bald, vor Erteilung des ersten Geschichtsunterrichts in der Schule, hielt ich den „Benesch“ für eine Art entgleisten Knecht Ruprecht, der für die Unbill so mancher Menschen verantwortlich zu machen war.

Später, während meiner Kaplanszeit, lernte ich bei Hausbesuchen Sudetendeutsche kennen, die mir ihre Vertreibungsgeschichten anvertrauten. Die teils traumatisierenden Erlebnisse wurden für mich zum Anlass, mich stärker mit dieser Thematik zu befassen. So promovierte ich später in Vallendar, der Hochschule der Pallottiner, bei Professor Schmiedl, Nachfahre sudetendeutscher Eltern, dessen Grossvater 1945 auf dem Marktplatz von Komotau erschossen worden war. Die Erstellung der Dissertation brachte mich auch mit dem Haus Königstein in Berührung, für dessen Belange ich mich seitdem sehr gerne einsetze.

So darf ich allen Lesern ein gesegnetes Fest der Auferstehung unseres Herren und Gottes Jesus Christus wünschen, Ihnen für Ihre Zuwendungen geistlicher und materieller Art aufs herzlichste danken und Ihnen allen meinen priesterlichen Segen senden.

Pfr. Dr. Helmut Gehrman

1. Vorsitzender

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

Sudetendeutsche Gedenktage 2018

Die 8-er Reihe sudetendeutscher Gedenktage ist bekannt und die Jahre 1918, 1938, 1948 und 1968 wurden oft behandelt. Wir sollten 2018 noch weitere hinzufügen: Es ist 400 Jahre her, dass 1618 in Böhmen der Dreißigjährige Krieg begann, und es wäre wert, diesen für Deutschland so katastrophalen Krieg wieder ins Gedächtnis zu rufen und dabei einige Fragen zu beantworten: Dauerte der Krieg wirklich 30 Jahre? War der Dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg, wie immer behauptet wird? Nachdem der Böhmisch-pfälzische Krieg mit der Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620 entschieden wurde, dauerte es noch bis 1623, ehe in Prag ein Frieden geschlossen wurde, dessen Ergebnisse noch heute aktuell sind. Denn damals kam die Oberpfalz an Bayern, heute ist sie ein bayerischer Regierungsbezirk, dessen Hauptstadt Regensburg die Patenstadt der Sudetendeutschen ist. Der Friede von Prag wurde aber 1625 gebrochen, als der dänische König Christian IV. eingriff und der „Dänische Krieg“ erst durch die Siege, die die Feldherrn des Kaisers, Tilly und Wallenstein, errangen, ein Ende fand. Dieser Dänische Krieg wurde 1629 im Frieden zu Lübeck beendet, doch bereits im Jahre darauf begann der Schweden-König Gustav Adolf den Schwedischen Krieg, der neue Höhepunkte von Zerstörung und Grausamkeiten für Deutschland brachte. Gustav Adolf gilt noch heute bei deutschen Protestanten als Retter, doch wüteten seine Soldaten ebenso marodierend brutal wie die kaiserlichen Truppen. Nach Gustav Adolf sind sogar evangelische Kirchen benannt, aber was entstände für ein Aufschrei, gäbe es katholische Tilly- oder Wallensteinkirchen. Bis heute gibt es das Gustav-Adolf-Werk für die evangelische Diaspora! Dieser Krieg Gustav Adolfs, der 1632 bei Lützen fiel, wurde im Frieden von Prag 1635 beendet, doch das katholische Frankreich verbündete sich nun mit dem protestantischen Schweden gegen den Kaiser in Wien bzw. gegen Österreich und Spanien und dieser neue Krieg war der längste Abschnitt des *sogenannten Dreißigjährigen Krieges*, denn erst 1648 wurde der Westfälische Friede in Münster und Osnabrück geschlossen. Nicht nur das Eingreifen Frankreichs erlaubt die Frage nach dem „Religionskrieg“. In Frankreich, der „ältesten Tochter der katholischen Kirche“ hatte sogar ein Kardinal das Sagen!

Das Jahr 1918 war mehr als das Ende des Ersten Weltkriegs, es war die Katastrophe des alten Europa. Kaiser und Könige, Fürsten und andere Monarchen mussten abtreten, aber für das Kaiserreich Österreich und für Europa war es nicht nur das Ende des Habsburgerreiches, sondern das Ende einer über 1100 Jahre bewahrten Tradition eines religiös bestimmten Kaisertums, das an Weihnachten des Jahres

800 mit der Kaiserkrönung Karls des Großen begann. Als 1806 der letzte in Frankfurt gewählte Römische Kaiser Franz II. die römische Kaiserkrone niederlegte und damit das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ein Ende nahm, regierte derselbe Herrscher als Franz I., Kaiser von Österreich, bis 1835 weiter. Die katholische Kirche hatte das Ende des Reiches 1806 nicht anerkannt. Bis zur Reform der Karwochenliturgie unter Papst Pius XII. stand im Römischen Messbuch, dem *Missale Romanum*, und im deutschen Schott-Messbuch noch in der Karfreitagliturgie unter den Fürbitten das Gebet für den Kaiser: „Lasset uns beten für unseren allerchristlichsten Kaiser, daß Gott, unser Herr, alle Barbarenvölker ihm untertan mache zu unserem beständigen Frieden!“ Nach der Kniebeuge sang dann der Priester: „Allmächtiger ewiger Gott, in dessen Hand die Gewalten aller und die Rechte aller Reiche sind: Blicke gnädig auf das römische Reich, damit die Völker, die auf ihre Wildheit trotzen, durch die Hand deiner Macht gebändigt werden“. Eine Rubrik vermerkte: „Falls der Kaiser nicht gekrönt ist, so spreche man: Für unseren erwählten Kaiser.“ Gerade in diesem liturgischen Bereich wurde das Reich, das immer das *Imperium Romanum* war, theologisch überhöht. „Die Liturgie der römischen Kirche wurde zur lautesten und nachdrücklichsten Verkünderin der ... Einheit von weltlichem und heiligem Reich, von Kirche und Staat“ (Rudolf Hernegger).

So ist erklärlich, dass bei dem Beharrungsvermögen und Ewigkeitsdenken der katholischen Kirche die Gebete für Kaiser und Reich eineinhalb Jahrhunderte über das Ende der Reiches 1806 hinaus formal als Möglichkeit beibehalten wurden und in Österreich sogar die liturgischen Vorrechte des römischen Kaisers auf den österreichischen Kaiser übergingen. Die alte Formel „*Respice ad Romanum benignus Imperium*“ (Blicke gnädig auf das Römische Reich) wurde im Jahre 1860 durch ein Dekret der Riten-Kongregation in Rom für das Österreichische Kaiserreich durch „*Respice ad Austriacum benignus Imperium*“ ersetzt. Gleichzeitig wurde von Rom ein Privileg bestätigt, das sich 1761 Maria Theresia, die nie Kaiserin war, für ihren Gemahl Franz I. von Lothringen erbeten hatte: Die Nennung des Kaisers im Kanon der Messe nach dem Namen des Papstes und des Bischofs. In den übrigen Ländern blieb in allen gedruckten Ausgaben des *Missale Romanum* die alte Formel der Karfreitagsbitte stehen, auch in den Übersetzungen in die Muttersprachen wie im englischen „*Roman Missal*“ von 1928, wo es heißt: „*Look favourably on the Roman Empire*“. Auch am Karsamstag stand am Ende des österlichen Preisgesangs des „*Exultet*“ noch die Bitte für den Kaiser, auf den Gott als *devotissimum Imperatorem* schauen möge. Vielleicht haben manche Leser noch einen alten Schott von den Eltern oder Großeltern und können diesen Hinweis nachprüfen.

Viele von uns erinnern sich an Otto von Habsburg, der noch im hohen Alter die Sudetendeutschen Tage besuchte, und an seine Mutter Zita, die letzte Kaiserin, die ihren inzwischen seliggesprochenen Gatten Karl I. lange überlebte und erst 1989 in der Schweiz starb. Sie wurde am 67. Todestage Kaiser Karls in der Kapuzinergruft in Wien beigesetzt, wo auch ihr Sohn Otto seit 2011 ruht. Zita trug die Titel des letzten Kaisers zu Grabe, des letzten, legitimen Nachfahren von Kaiser Karl dem Großen, dessen europäische Reichsidee erst 1918 unterging. Als Kaiserin hatte Zita neben den durch Geburt erhaltenen Titeln wie den einer Königlichen Prinzessin von Bourbon, Prinzessin von Parma etc. weitere Titel getragen, die das untergegangene Reich und die ganze vergangene Kaiserherrlichkeit widerspiegeln. Sie war „Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, Königin von Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien, Königin von Jerusalem etc. Erzherzogin von Österreich, Großherzogin von Toscana und Krakau, Herzogin von Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina, Großherzogin von Siebenbürgen, Markgräfin von Mähren, Herzogin von Ober- und Niederschlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara,; Gefürstete Gräfin von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradisca, Fürstin von Trient und Brixen, Markgräfin von Ober- und Niederlausitz und in Istrien, Gräfin von Hohenembs, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc. Herrin von Triest, Cattaro und auf der Windischen Mark, Großwoiwodin der Woiwodschaft Serbien etc.“. Mit Recht hieß es in der Todesanzeige: „Kaiserin und Königin Zita, erfüllt von der reichischen Idee und der hohen Sendung des Erzhauses Österreich, verkörperte einen wesentlichen und bedeutsamen Teil unserer Geschichte.“ Auch die Beisetzung ihres Sohnes Otto in der Kapuzinergruft ist bedeutende Geschichte einer zu Ende gegangenen Zeit von zwölf Jahrhunderten seit Karl dem Großen, in der die Jahre 1918 und 1922 mit dem Tode Kaiser Karls Meilensteine sind, aber auch die Jahre 1989 und 2011 mit dem Tode von Zita und Otto.

Der Anschluss des Sudetenlandes durch die militärische Besetzung von Truppen der am 28. Oktober 1918 ausgerufenen Tschechoslowakei verdiente auch heute Behandlung in Vorträgen und Seminaren, auch das Münchner Abkommen 1938 und die kommunistische Machtübernahme 1948. Da sich aber 2018 auch die Reichskristallnacht vom 9. November 1938 zum 80. Male jährt, sollte die Volksgruppe auch diesen traurigen Gedenktag in den Blickpunkt rücken, denn sechs Wochen nach dem Münchner Abkommen brannten auch in unserer Heimat die Synagogen, an die heute meist wenig erinnert. Die Hauptstraße in Marienbad hat noch heute eine Lücke zwischen den Prachtbauten. Dort stand die Synagoge und gleiches gilt von Karlsbad, Eger,

Freudenthal und vielen anderen Orten. Andererseits kann Tachau stolz darauf sein, dass die dortige Feuerwehr den Brand löschen wollte, aber von den NS-Besatzern gehindert wurde.

20 Jahre danach und zehn Jahre nach dem Putsch vom Jahre 1948 verdient auch das Jahr 1958 unser Interesse: Damals wurde der Sudetendeutsche Karlspreis gestiftet und ein Tscheche bekam ihn als erster 1958 am Sudetendeutschen Tag in Nürnberg: Der tschechische General Lev Prchala. 1960 erhielt ihn der Bundesobmann der SL und Sprecher der Sudetendeutschen Rudolf Lodgman von Auen. Sie ruhen beide nebeneinander auf dem Münchner Friedhof.

Was den Prager Frühling und sein Ende 1968 betrifft, so weisen wir auf einen Schwarz-Weiß-Film vom Herbst 1968 hin: „Wallfahrt ins Sudetenland“, eine Dokumentation, die seit kurzem das Münchner Büro von *KIRCHE IN NOT* in einer Video-DVD neu anbietet. Der halbstündige Film ist heute deshalb sehenswert, weil er die Lage der Kirche in der damaligen ČSSR realistisch darstellt, aber auch die Liebe und die Verbundenheit der Sudetendeutschen zu ihrer verlorenen Heimat aufzeigt.

Unsere Mitteilungen werden auch heuer wieder regelmäßig andere einzelne Gedenktage vorstellen. Wir möchten hier das erste Halbjahr mit Gedenktagen für jeden Monat vorbereiten: Am 28. Januar ist es 150 Jahre her, dass Adalbert Stifter starb, und 70 Jahre, dass der Adalbert-Stifter-Verein als Sudetendeutsche Kulturorganisation gegründet wurde. Rilke rechnete Stifter zu „den glücklichsten und somit auch größten Erscheinungen“. Ernst Jünger, Wilhelm Hausenstein und Thomas Mann haben Stifter gewürdigt und Ernst Weiß, der jüdische Autor aus Brünn, schreibt: „Dieser Dichter war früh vollendet. Sein großer Roman *Nachsommer* und die kleinste Erzählung aus den *Studien*, es ist ein Hauch, ein Fleisch und ein Blut, denn es ist ein Geist ... Er ist groß geblieben, selbst in der kleinsten Form.“

Am 18. April jährt sich auch der 125. Todestag von Stifters Freund und jüngeren Kollegen Johann Aprent, mit dem Stifter das *Lesebuch zur Förderung humaner Bildung* entwarf. Aprent, ein Olmützer, gab 1869 die erste Biographie Stifters heraus und später in drei Bänden Briefe Stifters.

Im Februar sollten wir des letzten deutschen Erzbischofs von Prag gedenken: Am 17. Februar 1868 wurde Paul Graf Huyn geboren, der zunächst Bischof von Brünn war und 1915 Erzbischof von Prag wurde. Die neue Regierung in Prag verlangte 1919 vom Vatikan seine Ablösung. Erzbischof Huyn ging nach einer Firmung in Eger 1919 außer Landes und verzichtete „freiwillig“. Rom ernannte ihn zum lateinischen Titularpatriarchen von Antiochien. Er starb 1946 in Südtirol.

Am 7. März ist der 50. Todestag von Petrus Möhler, des Abts des Stiftes Tepl nach der Vertreibung, das heute als deutsches Kloster

nicht mehr besteht. Im März ist es auch 75 Jahre her, dass zwei Opfer des NS-Regimes den Tod fanden, beide durch die Guillotine. Josef Tippelt war der Kolping-Senior der Kolpingfamilie in der Tschechoslowakei und hatte die Nazis schon früh durchschaut. Am 4. März starb er unter dem Fallbeil. Das gleiche Schicksal erlitt die Brünnerin Schwester Restituta Kafka, die am 10. März desselben Jahres in Wien enthauptet wurde. Papst Johannes Paul II. hat sie bei seinem Besuch in Wien seliggesprochen.

Die Sudetendeutschen waren zwar in der alten Heimat eine zu 90 % katholische Volksgruppe, aber es gab seit dem Toleranzpatent des Kaisers Joseph II. auch evangelische Christen der Augsburgener und der Helvetischen Konfession. Als sich 1918 die Böhmisches Brüderkirche konstituierte, die mehr kalvinisch geprägt war, schlossen sich sudetendeutsche Protestanten zur *Deutschen Evangelischen Kirche A. B. in Böhmen und Mähren* zusammen. Diese Kirche wurde 1945 durch eigenes Dekret des Staatspräsidenten Beneš aufgelöst und verboten. Der letzte Präses dieser Kirche war Erich Wehrenfennig, der vor 50 Jahren am 12. April 1968 starb. Bis heute gibt es am Sudetendeutschen Tag einen evangelischen Gottesdienst, doch könnte ein Gedenktag für Wehrenfennig ein Anstoß zu einer sudetendeutschen Ökumene werden, nachdem im Lutherjahr 2017 auch der Reformation in Böhmen gedacht wurde. Daher weisen wir noch auf drei Gedenktage im Januar, Mai und Juni hin, die an Männer des kirchlichen Lebens im Sudetenland erinnern.

Am 9. Mai jährt sich der 70. Todestag von Karl Hilgenreiner. Er war Priester des Erzbistums Prag, aber ein gebürtiger Hesse aus Friedberg, der in Haid im Egerland aufwuchs, wo sein Vater als Angestellter des Fürsten Löwenstein tätig war. Hilgenreiner war Professor und Dekan der Deutschen Universität in Prag, auch Rektor. Als Vorsitzender der Deutschen Christlich-Sozialen Partei war er auch Abgeordneter in Prag.

Paul Heider, der am 21. Juni 1868 geboren wurde, war Vorkämpfer der katholischen Aktion in Mähren und Sudetenschlesien und Hochmeister des Deutschen Ordens, der nach der Auflösung durch Napoleon nur noch in den damaligen Gebieten Österreichs, in Schlesien und Mähren, in der Untersteiermark und der Krain, in anderen Kronländern wie in Kärnten, in Wien und in Südtirol weiter bestand. Heider starb 1936, sein Nachfolger als Hochmeister, Robert Schälzky, vor 70 Jahren am 29. Januar 1948 in Lana in Südtirol.

Über diese Persönlichkeiten unserer Heimat, aber auch über andere große Frauen und Männer werden unsere Mitteilungen im Laufe des Jahres ausführlich berichten. Es sind Schriftsteller und Künstler, Politiker, Forscher und Gelehrte, Entdecker und Kirchenmänner. Nicht von allen wissen wir das genaue Geburts- oder Sterbedatum,

wie zum Beispiel von Giulio Broggio, dem Leitmeritzer Baumeister, von dem wir nur das Todesjahr 1718, nicht aber den Tag kennen. Das gilt auch vom Meister Theoderich, der für Kaiser Karl IV. die Kapelle auf der Burg Karlstein ausmalte und 1368 starb. 1818 entstand durch den Goethefreund Graf Sternberg der Plan eines Museums in Prag. Es wird heute als Tschechisches Nationalmuseum bezeichnet, aber die lateinische Inschrift weist es als Museum Regni Bohemiae, als Museum des Königreiches Böhmens aus, d. h. für alle Einwohner Böhmens, für Tschechen ebenso wie für Deutsche und Juden.

Rudolf Grulich

Kolpingsenior Josef Tippelt und Schwester Restituta Zwei Märtyrer aus Böhmen und Mähren

*„Nicht wanken, nicht weichen,
treu sein bis in den Tod.“*

Dies schrieb 1929 der Lehrer und spätere Kolpingsenior in der Tschechoslowakei, Josef Tippelt. Von ihm stammt das Bannerlied der Kolpingsfamilie, dessen letzter Strophe diese Zeilen entstammen. Der am 30. August 1908 in Marschendorf im Riesengebirge geborene Tippelt schrieb sie, ohne zu ahnen, dass er 14 Jahre später für seine christliche Überzeugung in den Tod gehen musste. Er war in der katholischen sudetendeutschen Jugend seiner Heimat tätig und fand früh den Weg zu Adolph Kolpings Gesellenverein. Kolping selbst war in Olmütz gewesen, so dass unter den ersten Kolpingsfamilien Österreichs im 19. Jahrhundert auch Böhmen und Mähren vertreten sind. Schon als 21jähriger schrieb Tippelt das Bannerlied, dessen erste Strophe lautet:

*Auf, Gesellen, frisch zum Streite!
Unser Banner ist entrollt,
Brust an Brust steht Seit' an Seite,
wenn ihr wieder frei sein wollt.
Wollt ihr siegen, müßt ihr kämpfen,
kämpfen, steht mit Gott vereint.
Heil euch Söhnen Adolf Kolpings,
Heil der neuen, bessren Zeit.*

Als Diözesansenior der Kolpingsfamilie im Diözesanverband in Königgrätz nahm er in Köln an der ersten gemeinsamen Tagung des Generalrates der Kolpingsfamilien teil und wurde einstimmig zum Zentralsenior für die Tschechoslowakei gewählt. Damals prägte die



*Josef Tippelt mit
seiner Schwester
und seinen Eltern*

Not der Weltwirtschaftskrise die Politik. Schon 1932 warnte die Senioren-Konferenz in Karlsbad vor der Gefahr des Nationalsozialismus. Tippelt bemühte sich, ihr in der Bildungsarbeit unter seinen sudetendeutschen Landsleuten zu begegnen. 1933 oder 1934 brachte er auf der Riesenbaude unterhalb der Schneekoppe ein gemeinsames Treffen der schlesischen und sudetendeutschen Kolpingsöhne zustande. Josef Tippelt war auch weiterhin ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus. So war es kein Wunder, dass er bald nach Besetzung des Sudetenlandes inhaftiert wurde und nach Görlitz in Untersuchungshaft kam. In seiner Heimat im Aupatal, wo Marschendorf liegt, war er für seine antinazistische Haltung überall bekannt gewesen. Er war empört darüber, dass nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 Kardinal Innitzer von Wien, selbst ein gebürtiger Sudetendeutscher aus Weipert im Erzgebirge, Hitler mit dem „Deutschen Gruß“ empfing. Deshalb schrieb er dem Kardinal einen geharnischten Brief, der aber der Gestapo in die Hände fiel.

Tippelts Verhaftung erfolgte aufgrund von Anzeigen seiner Landsleute, die später erschrakten, als sie erfahren mussten, dass sie damit seinen Tod verursacht hatten. Tippelt wurde vier Jahre in Haft gehalten, ein Zeichen, dass außer seiner grundsätzlichen Gegnerschaft zum Nationalsozialismus nichts Konkretes gegen ihn vorlag.

Trotzdem wurde er im Oktober 1942 zum Tode verurteilt und am 4. März 1943, dem Gedenktag des Selbstbestimmungsrechtes für die Sudetendeutschen, hingerichtet. Eine Verwandte durfte ihn kurz vor der Hinrichtung besuchen. Sie berichtete, dass sie eine Stunde mit ihm über die gemeinsame Jugend im Riesengebirge Erinnerungen austauschte und Josef Tippelt dabei auch lachte. Der Wachmann erklärte bei der Verabschiedung, dies habe er noch nie erlebt, dass ein zum Tode Verurteilter so gefasst und heiter war.

Die selige Schwester Restituta

Die einzige Ordensfrau, die im Dritten Reich enthauptet wurde, war Schwester Restituta Helene Kafka aus Brünn. Da sie in Wien tätig war und hier auch den Tod erlitt, wurde der Seligsprechungsprozess in Wien eröffnet und abgeschlossen und die Märtyrerin von Papst Joannes Paul II. bei seinem Besuch in Wien selig gesprochen.

Hannes Gertner hat sie bereits in seinen Sammelband „Geschichte der Märtyrer - verfolgt für den Glauben“ aufgenommen, und auch in dem Buch „Nonnen unter dem Hakenkreuz“, das Benedicta Maria Kempner als erste Dokumentation über das Schicksal der Nonnen im Dritten Reich herausgab, ist sie vertreten. Doch ist die selige Schwester Restituta noch wenig bekannt.

Die Selige wurde 1894 unter dem bürgerlichen Namen Helena Kafka in Husowitz bei Brünn geboren und trat als 19jährige in Wien in die Kongregation der Schwestern vom Dritten Orden des hl. Franziskus ein, die in der österreichischen Hauptstadt nach ihrem Mutterhaus als „Hartmannschwwestern“ bekannt sind.

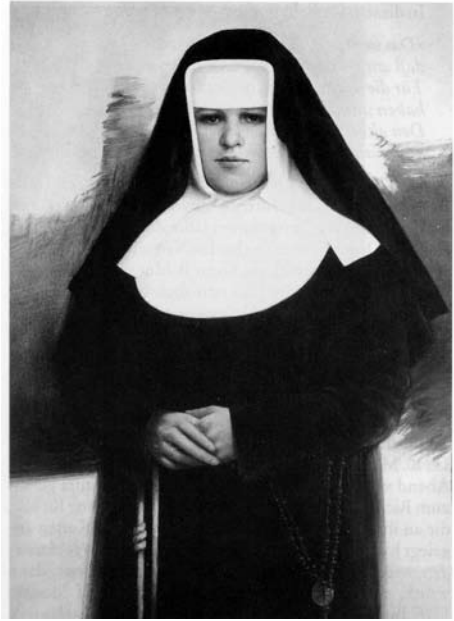
Im Orden erhielt sie den Namen Restituta und war in der Krankenpflege tätig, zuletzt in Mödling bei Wien. Schwester „Resoluta“ nannte man sie wegen ihrer tatkräftigen und anpackenden Art. Sie war offen und unerschrocken und hatte deshalb als echte Mährerin und bewusste Österreicherin bald Feinde unter den Nationalsozialisten, deren antichristliches Wesen sie früh durchschaute. Zwanzig Jahre hatte sie als erste Operationsschwester im Krankenhaus Mödling sachkundig ihr Können bewiesen. Im Krankenhaus arbeitete ein Arzt, der nie zum Heer eingezogen wurde, weil er „als SS-Arzt in der Heimat nach dem Rechten zu sehen hätte“. Er zeigte Schwester Restituta wegen eines Spottgedichtes auf das NS-Regime an, das sie im Lazarett von einem Soldaten erhalten hatte. Am 18. Februar 1942 wurde sie festgenommen und angeklagt, „es unternommen zu haben, während eines Krieges gegen das Reich der feindlichen Macht Vorschub zu leisten und der Kriegsmacht des Reiches einen Nachteil zuzufügen“. Das Gedicht war nun ein „hochverräterisches Unternehmen“, darauf gerichtet, „die Wehrmacht zur Erfüllung ihrer Pflichten untauglich zu machen“. In diesem Gedicht hieß es: *„Das sieht ja schon heute jedes*

Kind, dass wir von den Preußen verraten sind.

Für die uralte heimische Tradition haben sie nichts als Spott und Hohn.

Den altösterreichischen General kommandiert ein Gefreiter von dazumal ...“

„Im Namen des Deutschen Volkes“ wurde Schwester Restituta zum Tode verurteilt, obwohl sonst das Strafmaß für derartige Vergehen auf zwei Jahre bemessen war. Die Ordensoberin reichte im Namen von 700 Schwestern ein Gnadengesuch ein. Sogar der damalige Gauleiter Baldur von Schirach soll für sie eingetreten sein. Nach fünfmonatigem Warten wurde der Schwester am 10. März 1943 um 10 Uhr mitgeteilt,



dass das Urteil am Abend vollstreckt werde. Als Schwester Restituta gefasst zum Richtblock ging, bat sie Gott um Verzeihung für alle, die an ihrem Tod schuldig waren. Da man ihr Ketten angelegt hatte, bat sie den Gefängnisgeistlichen; „Hochwürden, machen sie mir ein Kreuzchen auf die Stirn“, dann wurde sie um 18:21 Uhr enthauptet. Die fünf Monate Haft in der Todeszelle hatten sie gereift und geläutert. Der Gefängnispriester berichtet: „Man sah weder Angst noch Tränen bei ihr. Eher leuchtete innere Freude und Verlangen nach Ruhe und dem Frieden in Gott aus ihren Mienen und Worten.“

Ihr Zeugnis im Gefängnis für ihren Glauben war so beeindruckend, dass sich Mitgefangene bekehrten und wieder zu Gott fanden. Die Erzbischöfliche Kommission in Wien, die nach dem Kriege den Seligsprechungsprozess vorbereitete, kam zu dem Ergebnis, dass der Zettel mit dem Spottgedicht eine Falle der Nationalsozialisten war, um Schwester Restituta verhaften zu lassen. Sie wurde letztlich wegen ihrer Glaubensüberzeugung und nicht aus politischen Gründen hingerichtet. Schwester Restituta hatte auch in den Krankenzimmern verbotenerweise Kreuze an den Wänden angebracht. Ein Austritt aus dem Orden, so bot man ihr an, hätte ihr Leben gerettet. Die erhaltenen Gerichtsakten zeigen, mit welcher Verdrehung von Tatsachen gearbeitet wurde und dass ihr Todesurteil lange vor der Verhandlung feststand.

Rudolf Grulich

Haben Sie Stifter schon gelesen?

Zum 150. Todestag von Adalbert Stifter

Vor 150 Jahren, am 28. Januar 1868, starb Adalbert Stifter. Er war nicht nur ein großer Dichter und begabter Maler, nein er gehört zu den Klassikern der deutschen Literatur. Dieser Sohn des Böhmerwaldes, der in seinem großem Roman *Witiko* für jede wahre Kultur das „Sanfte Gesetz“ zugrunde legt, sich in seinen Werken für Bildung, Menschlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit einsetzt und uns heute noch durch seine Naturbeschreibungen, wie in dem Bericht über die *Sonnenfinsternis 1842*, fesseln kann, verdient unsere besondere Würdigung.

Adalbert Stifter wurde in Oberplan im Böhmerwald am 23. Oktober 1805 geboren, verlor früh seinen Vater durch einen tragischen Unfall und musste mit seinen elf Jahren den „kleinen Viehstand des Elternhauses hüten“. Hierbei entwickelte er seine Fähigkeit, alles bis ins kleinste zu beobachten und zu beschreiben, und auch in exakten Zeichnungen festzuhalten. Stifter verdankte es seinem Großvater, der seine große Begabung früh erkannte, dass er das Gymnasium des Benediktinerstifts in Kremsmünster besuchen konnte. Anschließend studierte er in Wien Jura, Mathematik und Naturwissenschaften. Während seiner Studien wandte sich Stifter immer mehr der Malerei und Literatur zu. Sein Studium in Wien finanzierte er durch Privatunterricht und wurde bald mit großen Namen der Wiener Gesellschaft bekannt. Auch der Verkauf seiner herrlichen Landschaftsbilder trug zu seinem Unterhalt bei. Trotz seiner Begabung beendete er seine Studien nicht mit einem Examen, sondern entschied sich für die Kunst, ja er opferte sogar seine große Liebe, Fanny Greipel, der Dichtkunst. Adalbert hatte Fanny bereits im Böhmerwald kennengelernt. Eine Heirat wäre aber nur nach Abschluss seiner Studien möglich gewesen. Fanny ging eine andere Verbindung ein, heiratete und starb zwei Jahre später. Stifter konnte jedoch seine erste Liebe nicht vergessen, sie lebte in seinen Werken weiter. 1837 heiratete er Amalie Mohaupt. Sie war ihm eine treusorgende Ehefrau, die alle wirtschaftlichen Sorgen mit ihm trug und stets für ihn da war. Amalie wusste von seiner großen Liebe, wollte auf ihn verzichten, aber Stifter kam wieder zu ihr zurück. Stifter bekennt nach 30 Jahren Ehe: „Du bist mir so teuer, dass mir ohne Dich die ganze Welt nichts ist. Das weißt Du ja auch und lebst in mir wie ich in Dir.“

Im Revolutionsjahr 1848 begrüßte Stifter nach dem Rücktritt Metternichs in Wien die revolutionäre Bewegung. Er war damals bereits als Dichter anerkannt und wurde deshalb von der Wiener

Gesellschaft gebeten, sich für die demokratische Staatsbildung einzusetzen. Er schrieb zwar Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften, merkte aber bald, wie auch Franz Grillparzer, dass man nicht auf ihn hören wollte und dass die revolutionären Gruppen in Wien den demokratischen Aufbau eher störten. Deshalb zog er sich frustriert nach Linz zurück und wandte sich seinem bereits begonnen großen Werk, dem „Witiko“, zu, in dem er seine Idee des *Sanften Gesetzes*, nämlich Liebe, Recht und Sittlichkeit verwirklichen wollte.

Dieses in drei Bücher unterteilte historische Werk aus der Stauferzeit führt den Leser in die Heimat Stifters. Zur Zeit Witikos war Böhmen ein eigenständiges Herzogtum, dessen Herzog von kirchlichen Vertretern und weltlichen Führer gewählt wurde und später sogar die Königskrone durch den Römischen Kaiser bekam. Der junge Ritter Witiko verlässt seine Heimat Bayern, um seinem Leben einen Sinn zu geben. Er will etwas Großes erreichen und reitet nach Böhmen, lernt dort die Strukturen der Regierung kennen und setzt sich als Ritter für Gerechtigkeit mit Güte und Liebe ein. In den Wäldern Böhmens begegnet er Berta, seiner späteren Frau. Sie verlieben sich und versprechen sich, aufeinander zu warten, bis Witiko als gereifter Mann zurückkehrte. Ihre Treue wird belohnt und endet in einer glücklichen Ehe. Berta trug bei der ersten Begegnung die Waldrose. Diese fünfblättrige Rose wurde daher das Zeichen des Geschlechts der *Witingonen*. Am Ende des Romans wird Witiko von Přic bei einer großen Feier die Herrschaft in Südböhmen übertragen: *Wentislaw las nun den Befehl des hocherlauchten Herzoges Wladislav, dass Witiko von Přic mit Gebieten des Waldes und allen Gebühren begabt worden sei. Er las aus dem Pergament die Orte und das Gebiet und die Grenzen und forderte die Richter zum Gelöbnis der Untertänigkeit unter Witiko auf das Kreuz des Heilandes auf.* Stifter schrieb: „Mit dem *Witiko* werden mich die Leute erst nach hundert Jahren verstehen“.

1856 erhielt Stifter eine Anstellung als Schul-Inspektor in Linz. Doch bei der damaligen Schulbehörde erzielte Stifter mit seinen weitblickenden Reformvorschlägen allerdings wenig Erfolg. Ein *Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen und in anderen zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen*, das Stifter 1854 mit dem aus Olmütz stammenden Mittelschullehrer Johann Aprent in Linz verfasste, fand nicht die behördliche Genehmigung. Eine späte Genugtuung bedeutete es für jeden Stifterfreund, dass dieses Lesebuch im Jahre 1947 für die höheren Schulen Bayerns neu herausgegeben wurde.

1857 erfüllte sich Stifter seinen größten Wunsch: Er fuhr mit seiner Frau in einer Kutsche von Linz nach Triest, um das Meer zu sehen. Er war so beeindruckt, dass er kaum seine Empfindungen wiedergeben konnte: „Alpen, Wälder, Ebenen, Gletscher versinken in Kleinigkeiten

gegen die Erhabenheiten des Meeres.“ In Triest erinnert heute eine Gedenktafel an Stifters Aufenthalt.

Stifter hat seine Lebensgeschichte in seinen Novellen und Erzählungen immer wieder aufleben lassen. So hat er in vielen Werken oft seine geliebte Heimat, den Böhmerwald, beschrieben. Dies geschah im *Hochwald* ebenso wie in der Erzählung *Granit* in der Sammlung *Bunte Steine* und auch im *Witiko*. Einer seiner Jugendfreunde war begeistert vom *Hochwald*: „Wie wunderbar hast Du da unsere Heimat beschrieben! Wie mit Perlen hast Du sie in Deine Worte gefasst, mit Moldauperlen, weißt Du noch, wie Du immer glaubtest, du würdest noch welche finden?“ Das bedeutete Stifter nach seinen Worten mehr als die „Zustimmung namhafter Literaten.“

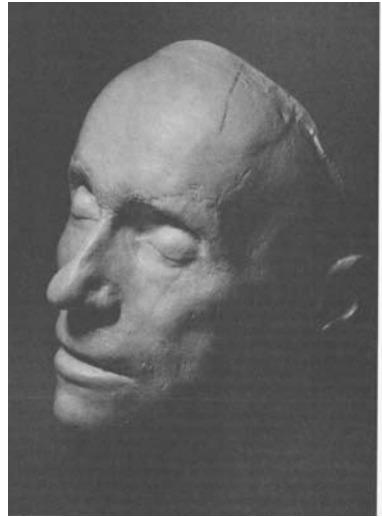
Stifter gibt Antworten auf viele Fragen: Schmerz und Trauer, verlorenes Vertrauen, Eifersucht, er sieht sie als Weg zur Selbsterziehung und höherer Menschlichkeit. Die philosophische Frage, die der Arzt Augustinus in *Weltbild und Dichtung* stellt, „wirft alle Probleme auf, die in den letzten hundertfünfzig Jahren den gewissenhaften ... Arzt beschäftigt haben“. Für Stifter ist der Arzt „das tiefste Sinnbild des Heilens und Helfens als des verwandelnden Wirkens, in dem der Mensch erst zum Menschen wird.“

Stifter war besonders in seinen letzten Jahren ein großer Verehrer von Goethe, dessen Werke zu seiner täglichen Lektüre gehörten. Er nimmt Goethes Gedanken auf und führt sie weiter. „Die Nachfolge Goethes ist unverkennbar“ bestätigen die Herausgeber von *Wege der deutschen Literatur*. Aber Stifter erntete mit seinen Werken nicht nur Lob, sondern auch Kritik. So hatte Hebbel den Roman *Nachsommer* so langweilig gefunden, dass er die Krone Polens dem versprach, der ihn zu Ende lese. Nietzsche hatte jedoch Stifters Größe erkannt, er schreibt: „Die Größe Stifters erkennt man an der Klarheit seiner Ausführungen und Beschreibungen der Natur und Naturereignisse, wie in der *Sonnenfinsternis*.“ Andere Große der Literatur wie die deutschen Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse und Thomas Mann rühmen Stifters Werk. Franz Kafka zählte den *Nachsommer* zu seiner Lieblingslektüre. Hermann Hesse schrieb 1923 über Stifter: „In etwas Grundsätzlichem und tief Wesentlichem ist dieser bescheidene alte Dichter modern, aufregend und vorbildlich: Er sucht ... stets mit glühender Seele nach dem Wesen wahrer Menschlichkeit und beginnt sein Suchen und endet sein Finden im Geiste der Ehrfurcht.“

Und für Thomas Mann ist Stifter „einer der merkwürdigsten, hintergründigsten, heimlich kühnsten und wunderlich packendsten Erzähler der Weltliteratur. Gisbert Kranz hat ihn in sein „Lexikon der christlichen Weltliteratur“ aufgenommen, das 1978 erschien, als man glaubte, nach den 1968ern müsse man den Begriff „Christliche Literatur“ ad acta legen. Für Kranz ragen Gestalt und Werk

Stifters weit über die Zeit hinaus. In der Reihe „Texte zum Nachdenken“, die vom Theologenehepaar Gertrude und Thomas Sartory im Herder-Verlag herausgegeben wurde, ist unter dem Titel *Im Angesicht der Dinge* ein Band mit Aussagen Stifters, für den Mensch, der Freiheit braucht, „um leben und sich entfalten zu können, aber er bedarf dabei des Maßes, damit nicht aus der Freiheit des einen die Sklaverei des anderen werde“.

Als Stifter an Krebs erkrankte, erlebte er eine schmerzhafteste Leidenszeit. Dazu traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag: Seine Ziehtochter nahm sich das Leben. Im Herbst 1866 fuhr Stifter zur Erholung in den Bayerischen Wald. Dieser Zeit verdanken wir ein letztes Kleinod meisterhafter Naturschilderung: *Die Studie vom Schneefall im Bayerischen Wald*. In seinen letzten Tagen erlebte Stifter noch Anerkennung, die ihn sehr freute. Der Großherzog von Sachsen-Weimar schickte ihm wegen der Verdienste, die er sich durch den *Witiko* um die deutsche Literatur erworben habe, das Ritterkreuz Erster Klasse des Weißen Falkenordens. Im Spätherbst 1867 erkrankte er noch an einer Grippe und verstarb am 28. Januar 1868 durch eine Halsverletzung beim Rasieren. Es wird Adalbert Stifter der Freitod nachgesagt, was aber nicht erwiesen ist.



*Totenmaske von
Adalbert Stifter*

Angelika Steinhauer

Erzdechant Leopold Klima von Bischofteinitz

Leopold Klima wurde am 10. November 1882 als Sohn des Oberlehrers Johann Klima und seiner Frau Anna Maria, geborene Multerer, in Rothenbaum, Bezirk Neuern, geboren. Die Matura legte er in Budweis mit Auszeichnung ab. Er studierte zunächst Germanistik in Prag, dann von 1903 bis 1907 Philosophie und Theologie in Budweis; bereits vor Abschluss des Studiums wurde er am 22. Juli 1906 in Budweis zum Priester geweiht. Er wirkte ab 15. Juli 1907 als Kaplan in Bischofteinitz und ab 1. September 1912 als Spiritual am Priesterseminar in Budweis. Am 1. Januar 1914 wurde er zum Erzdechant von Bischofteinitz ernannt. Als die Stelle des bisherigen Amtsinhabers frei geworden war, gab es zahlreiche Bewerber auch

aus den Reihen der tschechischen Priester. Mit der Ernennung von Monsignore Klima entsprach der Bischof von Budweis aber dann doch einem Vorschlag des Patronatsherrn Fürst Trauttmannsdorff und dem Wunsch der meisten Bischofteinitzer Gläubigen. Durch seine Persönlichkeit hat Klima dieses Amt geprägt und weit über den kirchlichen Bereich hinaus Anerkennung gefunden, wie seine Ernennungen zum Bischöflichen Notar (1918), zum Konsistorialrat (1933) und zum Päpstlichen Geheimkämmerer (1935) zeigen. Den Ruf nach Budweis als Domkapitular musste er 1934 wegen seines sehr angegriffenen Gesundheitszustandes ausschlagen.

Schon nach dem Ersten Weltkrieg, als die Tschechen Bischofteinitz besetzten, wurde Klima verhaftet, weil er die Übergriffe der Tschechen geißelte. Nach seiner Entlassung bereitete ihm die Bevölkerung einen festlichen Empfang. Auch nach dem Anschluss seiner Heimat an das Deutsche Reich nahm er die Auflösung katholischer Organisationen, die Beschlagnahme des Vermögens der Kirche, die Auflösung der Pfarrbücherei und das Aufhetzen der Jugend gegen die Kirche nicht wortlos hin. Wegen seines großen Einflusses auf die Bevölkerung wurde er am 18. April 1941 verhaftet und saß dann in Karlsbad, Eger, Hof und Nürnberg in Gestapohaft und im Gefängnis. Am 29. August 1941 kam er ins KZ Dachau, wo er die Nr. 27.0831 erhielt. Nach der Entlassung im Februar 1942 widmete er sich wieder ganz der Seelsorge. Aber der Partei passte dieser beliebte Priester nicht; es hieß: „Alles rennt ihm nach“. Am Karfreitag erhielt er die Nachricht, dass er aus Bischofteinitz und dem Sudetenland ausgewiesen sei und nach seinem Heimatort übersiedeln müsse. Zu Fuß ging er zur Bahn, zu Fuß von Furth im Walde in seine Heimat nach Rothenbaum, das im Protektorat lag. Dort betreute er seelsorglich die Dörfer in der Umgebung. Am 27. November 1946 kam auch für ihn die Stunde der Vertreibung aus der angestammten Heimat. Deshalb resignierte er als Erzdechant von Bischofteinitz und ging in die Diözese Regensburg. Dort war er Kommorant in Neukirchen beim Heiligen Blut, das auf deutscher Seite in der Nähe von Rothenbaum liegt.

Leopold Klima war unter dem Pseudonym Wolfgang Baumroth auch tätig als Dichter und Schriftsteller. Er schrieb den apokalyptischen Roman *Scandalum Crucis*, der als Zeitdokument der End-Zwanziger des vorigen Jahrhunderts zu lesen ist, und den Roman *Crucis victoria - des Kreuzes sieg*, erschienen 1933.

Mit zahlreichen Erzählungen und Geschichten aus dem Böhmerwald setzte er seiner Heimat ein Denkmal. Es waren Volksstücke wie *Der Fluchhof* und *Der Oanödbauer und sein Knecht* sowie historische Spiele wie *Graf Popel* und *Der Mönch von Stockau*. In den Jahren 1945/46 verfasste er das Theaterstück *G'raubte Hoamat*, das wiederholt aufgeführt wurde. Es beruht auf autobiographischen Notizen.

Alle Ereignisse sind hier sachlich und ohne Anklage angesprochen. Stellvertretend für das gesamte Sudetenland wird in diesem Stück die tragische Geschichte zweier Höfe in Grünau im Böhmerwald 1945 in der Pfarrei Rothenbaum nahe der bayerischen Grenze beschrieben.

Leopold Klima verstarb 1955 in Neukirchen beim Heiligen Blut. Auf seinem Grabstein ist zu lesen: Msgr. Leopold Klima, Päpstl. Geheimkämmerer, Bischöfl. Konsistorialrat u. Notar, Erzdechant von Bischofteinitz, Kommorant in Neukirchen b. Hl. Blut, *10. November 1882 in Rothenbaum, †18. Mai 1955 in Neukirchen b. Hl. Blut.

Franz Bauer

Sudetendeutsche im Reich der Inka und in Chile

Im Januar dieses Jahres besuchte Papst Franziskus erneut Südamerika, und zwar diesmal Chile und Peru. Auch in diesen Ländern waren im 17. und 18. Jahrhundert Missionare aus der böhmischen Ordensprovinz der Jesuiten tätig, die damals Böhmen, Mähren und vor den Raubkriegen des preußischen Königs Friedrich noch ganz Schlesien umfasste. Als Papst Johannes Paul II. 1984 Peru besuchte, gingen Bilder mit dem Papst in der Kathedrale von Lima um die Welt. Wer aber wusste, dass es ein Prager Pater war, Johann Röhr, der die bei einem Erdbeben 1746 schwer beschädigte Kathedrale in der peruanischen Hauptstadt neu aufbaute? Aber Lexika und biographische Nachschlagewerke in ganz Lateinamerika kennen ihn und andere ostdeutsche Missionare des 17. und 18. Jahrhunderts, die in den Gebieten der damaligen Vize-Königreiche Peru, Chile und Rio Plata tätig waren.

Das von Francesco Pizarro in den Jahren 1532 bis 1534 eroberte alte Inkareich Peru wurde früh missioniert. Die ersten Jesuiten kamen bereits 1568 nach Lima, wo sie ein Kolleg und eine Kirche gründeten. Bis 1607 umfasste die Ordensprovinz Peru das ganze spanische Südamerika, seit 1607 erstreckte sie sich nur noch auf das Gebiet des heutigen Peru und Boliviens, das damals noch Hoch-Peru hieß. Chile und Paraguay wurden eigene Provinzen. Im ersten Jahrhundert waren Jesuiten fast nur in Städten tätig, so außer in Lima in Cuzco, La Paz, Arequipa, Sucre. Seit 1688 begann die Mission unter den indianischen Mojos, wo bis 1669 sechs Reduktionen entstanden. In ihrer Blütezeit im 18. Jahrhundert zählte die Mojos-Mission 21 Reduktionen mit 33 290 christlichen Indianern unter der Leitung von 46 Missionaren. Unter den etwa 30 Jesuiten, die aus den deutschsprachigen Provinzen hier nachzuweisen sind, nehmen die Ostdeutschen einen hervorragenden Platz ein. Bereits 1696 kamen zwei

Angehörige der böhmischen Ordensprovinz in dieses Missionsgebiet: der schlesische Pater Stanislaus Arlet und sein adeliger böhmischer Mitbruder Franz Borinie, „außerordentlich tüchtige Männer“, wie ein spanischer Zeitgenosse und Vorgesetzter sie charakterisierte. Ihnen ist zu verdanken, dass diese Mission um die Mitte des 18. Jahrhunderts zahlenmäßig stärker und kulturell bedeutsamer ist als die sich unmittelbar südlich anschließende Chiquitos-Mission in Paraguay. Noch zwei Generationen nach der Vertreibung der Jesuiten stellt kein Geringerer als der französische Forschungsreisende Alcide d’Orbigny 1832 fest: „Beim Eintritt in die Mission Concepción de Baures wurde ich überrascht von einer Atmosphäre des Glanzes, wie ich ihn selbst in den schönsten Missionen der Chiquitos nicht getroffen hatte. Der Umfang, die Verteilung der Häuser, besonders aber der Platz, wo sich eine herrliche Kirche und ein Collegio in Form eines Vierecks erhebt, zwangen mich wieder, die außergewöhnlichen Leistungen der Jesuiten zu bewundern.“

Von einer Kirche, die er zusammen mit den Indianern errichtete, sagt Franz Borinie selbst, dass sie „mit Ehren in Prag stehen könnte.“ Andreas Suppetius, ein Schlesier aus der böhmischen Provinz, nennt Arlet und Borinie die ersten Apostel der Mojos. Der karpatendeutsche Pater Franz Eder aus Schemnitz lobt in seiner „Descriptio provinciae Moxitarum“ mehrfach die Missionsarchitektur dieses Gebietes und spricht ohne Nennung von Namen von Jesuiten aus Böhmen, die Altäre und Kanzeln schnitzen und vergoldeten. Die Kirchen seien so groß und schön, schreibt er, dass sie auch in Europa Beachtung verdienten. Die Altäre, Kanzeln und andere Arbeiten seien besonders von zwei Jesuiten aus Böhmen geschnitzt und vergoldet worden. Leider nennt Eder nicht die Namen dieser beiden.

Der Schweizer Jesuitenschriftsteller Felix Plattner kommt im 20. Jahrhundert nach einer Studienreise in dieses Mojos-Gebiet zu dem Schluss: „Einer dieser Sudetendeutschen war sicher Bruder Adalbert Marterer ... In einem ehrenden Nachruf werden seine vielen schönen Arbeiten für verschiedene Kirchen gelobt. Er habe sie persönlich geschnitzt oder nach Modellen und Zeichnungen von Indianern herstellen lassen. Dieser tüchtige Bruder hatte für die längere Zeit seine Werkstätten in der Reduktion in San Pedro. Es ist nun wohl kein Zufall, wenn d’Orbigny um 1832 gerade hier noch viele Statuen antraf, z. B. zwanzig Gruppen lebensgroßer Figuren, die den Kreuzweg des Herrn darstellen.“ Plattner schreibt auch vier Reliefs, die 1911 von San Pedro nach Santa Cruz gebracht wurden, Marterer zu: Santiago als Sieger über die Araber, Franz Xaver, ein Madonnenrelief und ein Theatrum passionis Christi. Adalbert Wenzel Marterer war 1691 in Falkenau geboren. Er erlernte das Tischler-Handwerk und trat als Laienbruder am 25. Oktober 1717 in den Jesuitenorden ein. Als

Tischler war er in Glogau und Sagan tätig, ehe er (1723) nach Peru ging.

Noch bedeutsamer ist der bereits erwähnte Prager Johannes Röhr. Er sprach deutsch und ein wenig tschechisch, wie er in seinen Briefen an den Ordensgeneral vom 16. Mai 1722 und 11. Mai 1723 erklärt. Nach dem Noviziat in Brünn hatte er 1712 bis 1714 in Olmütz Philosophie studiert und in Sagan, Olmütz und Jitschin unterrichtet, ehe er 1719 bis 1722 in Prag Theologie studierte. Nach dem Terziat in Teltsch ging er 1723 nach Peru. Hier lehrte er Mathematik in Lima, ehe er sich der Mojos-Mission widmete. Röhr war auch ein hervorragender Baumeister, der dank seiner mathematischen Kenntnisse die statischen Berechnungen beim Bau von Kirchen und Ordensniederlassungen durchführte. Da gemauerte Tonnengewölbe den Erdbeben in Peru nicht standhielten, war man bereits dazu übergegangen, aus „Quincha“, einem Geflecht aus Rohr, das mit Gips und Leim überzogen wurde, zu bauen. Röhr verfeinerte und verbesserte diese Technik und wurde deshalb für verschiedene Großbauten des Ordens herangezogen. Er blieb als Architekt verschiedener Kirchen, als Astronom und Mathematik-Professor bis zu seinem Tode in Lima. Hier verdanken ihm neben der Kathedrale auch die großen Gebäude, in denen heute das Panteon Nacional und das Instituto Pedagógico untergebracht sind, ihren Wiederaufbau.

Sudetendeutsche Entwicklungshelfer in Chile

Das Deutschtum Chiles gehört zu den stärksten deutschen Auslandsgruppen in Lateinamerika. Auch sudetendeutsche Auswanderer des 19. Jahrhunderts sind dort vertreten, wie der Name Neu-Braunau noch heute besagt. Zwischen dieser Siedlung und den aus Böhmen vertriebenen Benediktinern der Abtei Braunau in Rohr bestehen noch heute Kontakte. Doch schon vor 300 Jahren begegnet uns ein mährischer Jesuit in diesem Land, P. Georg Burger aus Wischau. Da sich das Vizekönigreich Chile aufgrund seiner ungünstigen geographischen Lage damals buchstäblich am Ende der Welt befand, war es immer auf Hilfe von außen angewiesen. Dies geschah intensiv durch die Gesellschaft Jesu, die zur „wichtigsten Körperschaft des Landes wurde, wirtschaftlich, sozial und ideologisch.“ Jesuiten leiteten Schulen, bekehrten die Indianer und brachten durch ihre Arbeit in Handwerk und Gewerbe einen echten Aufschwung für das Land. Dies erfolgte auch durch deutsche Patres und Brüder, denn wenn in „wenigen Teilen des südamerikanischen Kontinents die Tätigkeit der Jesuiten so dauernde Spuren zurückgelassen hat wie in Chile, so kam dabei den Deutschen eine so glänzende Rolle zu, daß der Name vieler von ihnen mit der Geschichte und Kultur des Landes untrennbar verbunden bleibt“ (Felix A. Plattner). Die

Zahl der deutschen Jesuiten war in Chile sehr hoch. Allein 1748 hatte P. Karl von Haimbhausen aus München 45 Brüder aus der deutschen Assistenz nach Chile geführt. Zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten war mit Balthasar Hucker ein Deutscher Provinzial des Ordens. Während damals die Jesuiten deportiert wurden, musste Bruder Josef Zeitler aus Waldsassen noch vier Jahre in Santiago bleiben, weil er der einzige Apotheker des Landes war und erst einen Laien als Nachfolger ausbilden sollte.

Der bereits erwähnte Georg Burger ist am 12. April 1654 in Wischau geboren, besuchte das Gymnasium in Brünn und trat schon als 15-Jähriger am 30. September 1669 in die Gesellschaft Jesu ein. Philosophie und Theologie studierte er in Prag, dazwischen unterrichtete er in Prag bei St. Nikolaus und in Neisse. Am 29. Mai 1683 und am 6. Oktober desselben Jahres bat er den General in Rom um Entsendung in die Mission, wobei er sich auf die Beherrschung von bereits sechs Sprachen berief. Nach dem Terziat in Teltsch ging er zunächst nach Peru, wo er in Lima Theologie lehrte. Später ging er nach Chile, wo er in Santiago „zugleich einen Missionarium Operatum und berühmten Prediger abgibt in dem Collegio Bonae Spei, denn er übertrifft in der spanischen Wohlredenheit viele Spanier, er läuft oftmal auf das Land hinaus, wo er die neugetauften Christen in dem Glauben unterrichtet und viel Gutes Würcket.“ Burger war Prokurator des Collegio de Buena Esperanza und später auch Superior der Mission. Im Archiv der Erzbischöflichen Kurie in Santiago ist eine handschriftliche Relatio Burgers über die Mission enthalten.

Andere sudetendeutsche Jesuiten in Chile waren P. Johann Oppitz aus Prag, der 1722 nach Chile ging, und der Laienbruder Franz Sterzl aus Saaz, der einer der wenigen ausgebildeten Krankenpfleger und Apotheker des Landes war. Von Oppitz ist ein Brief im Archiv der Prager Burg erhalten, den er aus Cadiz während seiner Reise schrieb. Sterzl hatte bereits als Apotheker in Jitschin, Teltsch und Glatz gearbeitet, ehe er 1722 in die Mission entsandt wurde. Als die spanischen Bourbonen in ihren Besitzungen den Jesuitenorden aufhoben und auch aus Chile alle Ordensangehörige deportierten, da waren unter den Vertriebenen auch mindestens sieben Angehörige der böhmischen Ordensprovinz. Josef Seitz aus Komotau hatte im Kolleg von Bucalemu Rhetorik gelehrt, ehe er verschleppt wurde. Er starb in Bologna 1770, ohne die Heimat wiedergesehen zu haben. Josef Czermak aus Budwitz hatte als Missionar in Valdivia, Santa Juana, Santa Fe und San Christobal segensreich gewirkt und wurde ebenso vertrieben wie ein anderer Komotauer, Johann Nepomuk Erlacher, der bei den Chonos-Indianern auf den Chiloe-Inseln wirkte und auch Superior war. Nach Kerkerhaft in Puerto de Santa Maria bei Cadiz wurde er erst durch die Bemühungen des Gesandten der Kaiserin Maria Theresia

befreit. Er starb infolge der üblen Behandlung bereits 1770, während Czermak noch in seine Heimat kam. Nach kurzer Katechetentätigkeit in Klattau war er seit 1771 im Regiment Liechtenstein Feldgeistlicher. Auch nach der Aufhebung des Ordens 1773 blieb er auf diesem Posten. Er starb 1787 in Znaim. Im Kerker in Cadix saß auch P. Ignaz Fritz Graf von Adlersfeld aus Olmütz. Nachdem er in Prag bis 1737 Philosophie studiert hatte, war er vier Jahre als Lehrer am Kolleg in Neisse, ehe er in Olmütz sein Theologiestudium und in Teltsch das Terziat absolvierte. Er kam 1746 in die Mission nach Chile, wo er Missionar in Frontera und Valdivia war. Nach der Deportation blieb er bis 1776 im Kerker von Puerto de Santa Maria. Nach der Sterbematrük von St. Maria zu Troppau half ein P. Ignatius Fritz von Adlersfeld (meist einfach als P. Fritz eingeschrieben) beim Versehen von Sterbenden aus. Da die Eintragungen bis 1792 reichen, scheint er in jenem Jahr gestorben zu sein.

Unter den Laienbrüdern finden wir in den Listen der aus Chile Deportierten den Komotauer Johann Scheibner und den Königgrätzer Krankenbruder Wenzel Horsky sowie den begabten Kunsthandwerker Johann Köhler. Letzterer ist 1721 in Böhmisches-Kamnitz geboren und wurde am 10. Mai 1746 in den Orden aufgenommen. Er war Goldschmied und wurde gleich nach dem Noviziat nach Chile gesandt, als P. Karl Haimbhausen mit 45 Jesuiten der deutschen Assistenz nach Santiago zurückkehrte, wo unter seinem Rektorat das Kunsthandwerk aufblühte. Mit Bruder Franz Polland aus Solingen schuf Köhler wertvolle Silber- und Goldschmiedearbeiten, „wobei Br. Köhler der bedeutendere Meister gewesen sein dürfte“, wie der Schweizer Jesuitenautor Felix A. Plattner feststellt. Plattner hat in seinem Werk über deutsche Meister des Barocks in Lateinamerika eine silbergetriebene Darstellung aus dem Schatz der Kathedrale in Santiago abgebildet, die er Köhler zuschreibt. Ebenso zeigt Plattner den Schmelzofen der Goldschmiedewerkstatt Köhlers und weitere seiner Arbeiten. Köhler arbeitete in Santiago im Collegio Maximo. Nach der Vertreibung aus Chile lebte er in Olmütz und starb dort am 4. Februar 1788.

Ein zweiter Humboldt

Unter den Forschern um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in Südamerika gebührt der Ehrenplatz dem 1761 im nordböhmischen Kreibitz geborenen Thaddäus Haenke, nach dem nicht nur bis dahin unbekannte Pflanzen in den europäischen Alpen benannt sind, sondern auch eine Insel im Golf von Desungano. Nach Studien in Wien und Prag trat Haenke zunächst eine Stelle als Hauslehrer und Erzieher in der Prager Professorenfamilie Mikan an. Sein Zögling Johann Chr. Mikan sollte später ein namhafter Erforscher Brasiliens werden. Da Haenke gleichzeitig auch den Botanischen Garten der

Prager Universität betreute und sich als Botaniker bald einen Namen machte, erhielt er 1789 die Gelegenheit, an der großen Expedition der spanischen Kolonialregierung zur Erforschung der amerikanischen Westküste teilzunehmen, die unter der Leitung Malaspinas stand.

Man stach in Cadix in See, landete in der La-Plata-Bucht in Montevideo und zog dann über die Anden nach Santiago. Von Chile brach die Forschergruppe zu Schiff nach Norden auf und kam an der Westküste des Kontinents bis nach Kanada und Alaska hinauf. Von dort ging es über den Stillen Ozean zu den Philippinen, nach dem erst vor wenigen Jahren zuvor entdeckten Australien, um endlich wieder über die Weite des Ozeans zurück nach Lima zu segeln, wo man vier Jahre nach Beginn der Expedition wieder eintraf. Hier zerstreuten sich die Teilnehmer, um in ihre verschiedenen Heimatländer zurückzukehren. Thaddäus Haenke aber blieb, da er weitere Forschungsaufträge erhalten hatte. Damals war Südamerika noch nicht in eine Vielzahl von Staaten zersplittert wie heute, sondern nur in ein portugiesisches Herrschaftsgebiet, das heutige Brasilien, und in ein spanisches. So konnte Haenke in den folgenden Jahren eine Reihe von weiteren Forschungsreisen nach Gegenden unternehmen, die heute in das Zuständigkeitsgebiet der Staaten Bolivien, Peru, Argentinien und Chile fallen würden, damals aber nur die spanischen Vizekönigreiche Chile, Peru und La Plata bildeten.

Im damaligen Hoch-Peru, das später nach dem Befreiungshelden Bolivar als selbständiger Staat Bolivien genannt wurde, ließ sich Haenke in Cochabamba nieder. Schon damals plante er Reformen, die noch heute in Lateinamerika aktuell sind. Unermüdlich machte er die Behörden auf gesundheitsschädliche ausbeuterische Verhältnisse in den Bergwerken aufmerksam und geißelte die Diskriminierung der Indios, mit deren Sprache, Kunst, Literatur und Musik er sich intensiv beschäftigte. Als Naturwissenschaftler und Botaniker stellte er viele Heilpflanzen in den Dienst der Bewohner, vor allem, als Napoleon den europäischen Kontinent beherrschte und durch die Kontinentalsperre kaum mehr europäische Medikamente über den Atlantischen Ozean gelangen konnten. Größere Reisen, ja neue Expeditionen unternahm er in den Urwald des berühmten Gran Chaco, wo er die *Victoria regia* als erster Weißer mit eigenen Augen sah. Heute ist diese exotische Riesenpflanze der Stolz aller Botanischen Gärten. Auch als Arzt und Initiator der Pockenschutzimpfung, als Entdecker der Thermen von Yuta, als Begründer der Kalisalzpeterindustrie und damit als wichtiger Förderer muss Haenke gewürdigt werden.

Als aber seit 1810 in Chile und Argentinien Aufstände gegen die Spanier losbrachen und auch im Norden des Kontinents 1811 im heutigen Kolumbien und Venezuela die spanische Kolonialherrschaft abgeschüttelt wurde, begann die Tragik in Haenkes Leben. Wir wissen

nichts Gültiges und Sichereres über seinen Tod, aber höchstwahrscheinlich starb er 1817 in den Wirren der südamerikanischen Kriege in einem Kerker der Spanier, die ihre Besitzungen erbittert verteidigten, und Haenke, der ihnen treu gedient hatte, nicht mehr trauten.

Rudolf Grulich

Auf den Spuren sudetendeutscher Missionare in Andalusien

Vor 60 Jahren erschien Ende 1957 in Königstein das Buch von Josef Jaksch „Sudetendeutsche in der Weltmission“. Der Jesuit P. Jaksch war 1909 in Niemes geboren und 1939 in Leitmeritz zum Priester geweiht worden. 1940 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und befand sich von 1945 bis 1948 in französischer Kriegsgefangenschaft. Nach der Entlassung war es ihm wie allen sudetendeutschen Kriegsgefangenen nicht möglich, in seine alte Heimat zurückzukehren. Er trat als Priester bei den Jesuiten ein, war dann Religionslehrer am Domgymnasium in Regensburg und später Leiter der Caritas in Stuttgart. Sein Buch über sudetendeutsche Jesuiten des Barockzeitalters in der Weltmission hat vor 60 Jahren viele Jugendliche begeistert, wenn sudetendeutsche Priester wie Pfarrer Josef Schmitz in Creußen in den Gruppenstunden der „Jungen Aktion“ die großen Leistungen unserer Missionare vorstellten. Auch der Autor dieser Zeilen gehört dazu und ist damals schon als Schüler entscheidend geprägt worden.

Nicht nur in den Missionsgebieten dieser Glaubensboten in Lateinamerika, Indien, China und den Philippinen sind bis heute Spuren dieser Missionare erhalten: Kirchen und andere Bauwerke z. B. in Argentinien, wo der Jesuitenbruder Johann Kraus aus Pilsen in Buenos Aires die Kathedrale und in Córdoba das Jesuitenkolleg erbaute, oder in Manila, wo der Jesuit Georg Kamel aus Brünn die erste Apotheke der Philippinen errichtete. Auch im spanischen Andalusien finden sich Städte wie Sevilla, Cádiz oder Puerto de Santa Maria, in denen sich die Missionare aus Böhmen, Mähren und Schlesien seit 1678 auf ihre Aufgaben vorbereiteten und über diese Zeit noch erhaltene Briefe in die Heimat oder Tagebücher schrieben.

Warum erst seit 1678, wo doch der Jesuitenorden schon über hundert Jahre früher vom hl. Ignatius von Loyola gegründet worden war? Durch die Reformation war zunächst aus Mangel an Priestern niemand für die Heidenmission entbehrlich, weil jeder Jesuit in der Heimat gebraucht wurde. Dazu kam, dass sowohl Portugal als auch das habsburgische Spanien die Zulassung von ausländischen Missionskräften eingeschränkt hatten. Deshalb gingen viele böhmische Jesuiten als Seelsorger nach Berlin, Danzig, Schweden, Norwegen,

Polen und Russland. Da aber die Zustände in den überseeischen Kolonien Spaniens in seelsorgerlicher Hinsicht im Laufe der Zeit so unhaltbar und katastrophal geworden waren, wurde der Zugang für österreichische Untertanen erlaubt. Ordensgeneral Paul Oliva teilte am 29. November 1664 mit, dass „der Indische Rath seiner Majestät auch ausländische Ordensgenossen in den Missionen erlaube, welche zur österreichischen, böhmischen, flandrobeltischen, gallo-belgischen Provinz gehören sowie zu jenem Teil der oberdeutschen Provinz, welcher unter den österreichischen Erzherzögen von Innsbruck stehe“.

Nun setzte aus Böhmen eine wahre Welle von Bittgesuchen in die Mission ein. In weniger als einem Jahrhundert wurden 160 Jesuiten aus der böhmischen Provinz in die Mission gesandt. Da nur der Ordensgeneral in Rom dies erlauben konnte, mussten sich die „Indipetae“ darum bewerben. „Indien“ hieß damals das Stichwort für die Mission, da Kolumbus geglaubt hatte, Indien entdeckt zu haben, so dass wir von der Karibik immer noch als „Westindien“ sprechen. Die Briefe der Indipetae, also derer, die in Rom beim Ordensgeneral um die Entsendung als Missionare nach Indien baten, sind in der Heiligen Stadt in 25 Bänden im Zentralarchiv der Gesellschaft Jesu erhalten. Band 25 enthält die Briefe aus der böhmischen Provinz, mehr als 500 Briefe von 240 Verfassern. Da die Provincia Bohemiae erst 1623 gegründet wurde, sind manche Briefe auch im Band 23 mit dem Rückentitel „Austria“ zu finden. Nicht allen Bitten wurde entsprochen; manchmal verweigerten auch die Regierungen in Madrid oder Lissabon die Zulassung.

Der Weg ins Missionsgebiet war beschwerlich. Für alle Missionare in den spanischen Kolonien waren Cádiz und Sevilla die Abreisehäfen. Bis 1720 gingen die Schiffe ins spanische Überseegebiet meist von Sevilla ab, seit 1720 von Cádiz. In diese Häfen reisten die Böhmen, Mährer und Schlesier über Genua, von wo aus regelmäßiger Schiffsverkehr mit der Pyrenäenhalbinsel bestand. In Sevilla und Cádiz gab es meist längere Aufenthalte, da die königlichen Flotten nur zwei- oder dreimal im Jahr nach Lateinamerika in See stachen. Eine Flotte segelte über Puerto Rico und Havanna ins mexikanische Vera Cruz, eine weitere nach Cartagena und eine dritte an den Río de la Plata nach Montevideo und Buenos Aires. Auch für die Philippinen ging der Weg über Mexiko, von wo aus diese Inselgruppe mit ihren 7000 Inseln verwaltet wurde.

Die Schiffspassage von Cádiz bis Manila kostete hundert Taler. Die Kontrollen in Cádiz und Sevilla waren streng. Die Missionare mussten einen Reisepass vorlegen, auf dem Vor- und Zuname, die Heimatdiözese, Körpergröße, Gesichtsform und Haarfarbe angegeben war. Die so erhaltenen Angaben sind meist die einzigen uns

bekanntem Anhaltspunkte über das Aussehen dieser Männer, da wir nur von Märtyrern Abbildungen haben. Von Ignaz Keller in Olmütz, der 1730 von Cádiz absegelte, um in Mexiko zu wirken, wissen wir, dass er „pelo castaño, ojos azules, cicatriz en el labio“ hatte; Adam Gilg aus Römerstadt wird als „sacerdote, mediana estatura, cara redonda, pelo y barba negra, cuerpo obultado“ beschrieben.

Zahlreich sind die Reiseberichte dieser Missionare aus und über Andalusien, die in Form von Briefen und Tagebüchern anschaulich den Fahrtverlauf und die Schwierigkeiten der Reise von Böhmen über Genua nach Spanien schildern. So erfahren wir, wie die Missionare während der Wartezeit in Andalusien ihr Spanisch perfektionierten und sich auf die Aufgabe in ihren Missionsgebieten vorbereiteten. Viele dieser Briefe liegen noch heute

im Archivum Romanum der Gesellschaft Jesu, im Archiv der Propaganda Fide und in der Nationalbibliothek in Rom, im Zentralen Staatsarchiv in Prag, im Landesarchiv in Brünn und im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München. Eine Fundgrube ist „Der Neue Welt-Bott“, den P. J. Stoecklein in Augsburg und Graz zwischen 1726 und 1758 in fünf Bänden herausgab: „Der Neue Welt-Bott oder Allerhand so Lehr- als Geistreiche Brief/Schriften und Reis-Beschreibungen welche von denen Missionariis der Gesellschaft Jesu Aus Beyden Indien und anderen über Meer gelegenen Ländern Seit An. 1642 biß auf das Jahr 1726 in Europa angelangt seynd.“

1678 hatten die Oberen der böhmischen Jesuitenprovinz in Prag die ersten sechs Patres ausgewählt, die nach Mexiko gehen sollten: Matthias Kukulinus aus Müglitz, Wenzel Christmann aus Prag, Paul Klein aus Eger, Josef Neumann aus Ölmütz, Augustin Strohbach aus Iglau und Johannes Tilpe aus Neisse. Dazu kam noch der Laienbruder Simon Boruhradsky aus Polna. Im Juni 1678 segelten sie von

Allerhand
 So Lehr- als Geist- reiche
Brief/ Schriften/ und
Reis-Beschreibungen/
welche meistens von denen
MISSIONARIIS
SOCIETATIS JESU
Aus
Beiden Indien/ und andern
über Meer gelegenen
Ländern/
Seit Anno 1642. biß auf gegenwärtiges Jahr in EUROPA angelangt seynd.
Jetzt zum ersten mal
theils aus Handschriftlichen Urkunden / theils aus denen Französ-
ischen Lettres Edifiantes. und Nouveaux Memoires du Levant, verdeutschet/
und in diese Ordnung zusammen getragen
von
JOSEPHO STÖCKLEIN, gedachter Gesellschaft
GESU Priestern
TOMUS SECUNDUS,
oder
Zweyter Band
Begreiff in sich abermal acht Theil/ von dem Neunten anzufangen
bis zum Ende des Sechzigsten / samt einer
Ausgleichung
der Sinesischen mit der Europäischen Chronologie,
Cum Privilegio CAESAREO, & Societatis JESU Approbatione.
Augsburg und Graz/
Verlegt Philipp / Martin / und Johann Weißes (et. Erben/ Anno 1729.

„Der neue Weltbott“ ist eine wertvolle Quelle über die Tätigkeit der sudetendeutschen Missionare.

Genua ab und überwinterten zweimal in Spanien. Erst im Oktober 1680 erreichten sie Mexiko, wo nur Neumann und Boruhradsky blieben, während Christmann nach Paraguay weiterreiste, Klein auf die Philippinen, Tilpe, Strohbach und Kukulinus auf die Marianen. Aus den im „Welt-Bott“ enthaltenen Briefen wissen wir, dass die Abfahrt von Sevilla nach Cádiz am 25. März 1680 stattfand, aber die Einschiffung und Weiterfahrt nach Vera Cruz erst am 11. Juni unter großen Schwierigkeiten erfolgte. Der Laienbruder Boruhradsky lernte erst in Sevilla Spanisch und unterstützte dort den Missionsprokurator. Von Augustin Strohbach wissen wir, dass die spanischen Behörden seinen Namen im Reisepass in „Carolus Xavier Calvanese de Calva“ änderten.



Der Ehrenwürdige Priester Augustinus Strohbach gebürtig
vont Iglau in Martirio durch die Hände eines Indios in die Marianen
geführt, oder in genante Lande durch die Hände eines Indios
der Insel Marianen seine apostolische Arbeit durch einen Indio
von Martirio Tod für den Namen Christi erlitten, und gefolgt
den 27. August, im Jahr von der Geburt Christi 1680.

Die Gebeine von P. Augustin Strohbach aus Iglau wurde nach seinem Martyrium nach Sevilla überführt.

Der Historiker, der heute Sevilla und Cádiz besucht, findet zwar viele Kirchen und andere Bauwerke vor, die erst später entstanden oder umgebaut wurden, aber einige Kirchen waren schon da, als die böhmischen Patres in ihnen Messe lasen und predigten. In vielen Briefen im „Neuen Welt-Bott“ nennen bei späteren Aussendungen die Schreiber auch die Mitbrüder, die mit ihnen reisten, so dass uns die über 800 Briefe und Berichte des „Welt-Bott“ viele Details des Aufenthaltes unserer böhmischen Missionare in Andalusien bieten. 1683 erhielten am 14. November Samuel Fritz aus Trautenau und Heinrich Richter aus Prossnitz den Befehl zur Abreise; am 10. Dezember trafen sie in Genua ein und konnten schon am 11. Dezember mit dem Schiff nach Sevilla weiterreisen, wo sie aber neun Monate auf das Schiff nach Südamerika warteten. Heinrich Richter starb als Märtyrer am Amazonas; Samuel Fritz schuf die erste Karte des Amazonasgebietes, mit der auch Alexander von Humboldt noch reiste. Fritz schrieb am 5. Januar 1684 an den Ordensgeneral nach Rom, nachdem er bereits am 4. September aus Cádiz nach Olmütz berichtet hatte. Vom Jahre

1686 haben wir Briefe aus Cádiz von P. Adam Gilg aus Römerstadt und von Georg Hostinsky aus Klobouky. Sie waren am 19. März aus Böhmen abgereist, und konnten am 8. Juli 1687 mit dem Schiff „San Roman“ weiter nach Mexiko segeln. 1687 begegnen wir dem Adam Kaller aus Eger und dem Brünner Georg Kamel, mit dem 38 weitere Missionare in Cádiz in See stachen. „Am 1. Juli 1687“, schreibt Kaller, „seynd wir von der Rheede zu Cádiz auf das hohe Meer hinausgefahren“. Kaller führte in Mexiko seine Studien zu Ende; Bruder Georg Kamel war ein berühmter Apotheker, nach dem die Kamelienblüte benannt ist. Die Liste der Missionare lässt sich weiterführen bis zum Verbot der Jesuiten in Spanien und Portugal. So wurde 1729 Ignaz Xaver Keller für Mexiko bestimmt. In Puerto de la Santa María bei Cádiz machte er sein Terziat, also das dritte endgültige Probejahr des Ordens, ehe er am 16. November 1730 von Cádiz mit dem Schiff „La Petencia“ absegelte.

1733 lesen wir von Johann Josef Messner, dass er mit den Schlesiern Adolf Skal und Karl Tux sowie Johann Prokwedel aus Leitmeritz von Cádiz aus nach Mexiko aufbricht.

Als die Angriffe der Bourbonen-Höfe in Lissabon und Madrid gegen die Jesuiten sich zunehmend verstärkten, wurden immer mehr Jesuiten schon als Novizen über Sevilla und Cádiz in die Mission ausgesandt. Manche von ihnen wurden dann nach 1760 aus Lateinamerika und von den Philippinen vertrieben und gewaltsam nach Europa deportiert. Auch sie berichten in der Heimat über ihre Missionen und verfassen nach der Rückkehr in Böhmen Werke; so z. B. Wenzel Linck aus St. Johannisthal seine „Relatio de California“ oder Ignaz Tirsch aus Komotau einen „Codex Mexicanus Pictoratus“, dessen Illustrationen der Direktor Stanislav Ded im Museum in Komotau bei einer Ausstellung zeigte. Nach der Vertreibung aus ihren Missionsgebieten wurden die Jesuiten nach ihrer Ankunft in Spanien in Puerto de Santa María eingekerkert und erst durch den österreichischen Gesandten auf Bitten Maria Theresias befreit. Unter den Gefangenen waren Josef Seitz aus Komotau und Josef Czermak aus Budweis, P. Ignaz Fritz, ein Graf von Adlersfeld aus Olmütz und einige Laienbrüder wie Johann Scheibner aus Komotau, Wenzel Horsky aus Königgrätz und Johann Köhler aus Böhmischem-Kamnitz. Nicht alle überlebten den Kerker.

Bereits in Spanien mussten die böhmischen Missionare feststellen, wie rückständig dieses Land war und wie sehr Industrie und Handwerk darniederlagen. Pater Michael Streicher schrieb 1725 aus Sevilla nach Hause: „In Bezug auf Künste und Handwerke herrscht hier in der ersten Stadt von ganz Spanien eine solche Rohheit, dass es niemand glauben möchte, der es nicht sieht. Daher kommt es, daß die Spanier fast aller jener Dinge entbehren, welche nicht die Freigebigkeit der Natur oder die Betriebsamkeit der Ausländer ihnen

gleichsam widerwillig aufdrängen. Einen Uhrmacher, der Sackuhren machte, gibt es in Sevilla nicht; unsere Laternen und Handlampen staunen sie gleichsam an wie Meeresungeheuer. Die Büchereinbände sind im wahrsten Sinne barbarisch.“

Noch krasser war der Kulturschock dann in den überseeischen Kolonien, wo selbst Buenos Aires oder Santa Fe den steirischen Pater Matthias Strobel mehr an „Raitzische Dörfer“ als an Städte erinnerten.

Rudolf Grulich

Ein unvergessener Heimatpriester

Vor 70 Jahren kam Pfarrer Schmitz nach Creußen

Als 1946 nach der wilden Vertreibung 1945 von Januar bis November 1946 fast drei Millionen Sudetendeutsche in 1216 Vertreibungszügen mit je 40 Viehwaggonen in die US-Zone ausgesiedelt wurden, veränderte sich die konfessionelle Landschaft in Baden, Hessen, Nordwürttemberg und Nordbaden wie seit der Reformation nicht mehr. Das gilt auch für das Diasporabistum Bamberg und auch für das Städtchen Creußen am Roten Main, wo es ein Barackenlager gab, in der während des Krieges meist tschechische Zwangsarbeiter untergebracht waren und seit 1946 Vertriebene aus dem Osten, meist Sudetendeutsche, aber auch Schlesier, Buchenlanddeutsche und Ungarndeutsche.

Als Kind hörte ich oft, wie froh die Ausgewiesenen waren, als sich am Bahnhof in Creußen auf dem Weg zum Lager der Turm der Kirche zeigte. Groß war die Enttäuschung, als sie erfuhren, dass die Jakobuskirche evangelisch war. Die Diasporasituation war den „Flüchtlingen“ unbekannt. Vergebens wehrten sie sich auch gegen die Bezeichnung „Flüchtlinge“, denn sie waren doch gewaltsam Vertriebene.

Nur alle drei bis vier Wochen kam ein auswärtiger Priester und zelebrierte im evangelischen Gemeindesaal die hl. Messe. Umso größer war die Freude, dass im Dezember 1947 mit dem aus Roknitz vertriebene Stadtpfarrer, Josef Schmitz, das Erzbistum Bamberg einen Seelsorger nach Creußen schickte, wo er eine Seelsorgestelle aufbauen sollte. „Der Anfang war recht schwer, da ich nicht einmal einen Tisch zur Zelebration besaß. Für den Gottesdienst wurde ein kleiner Gemeindesaal verwendet, der nur ca. 80 Personen umfasste.“ So schreibt Pfarrer Schmitz nach einem Jahr Seelsorgstätigkeit.

Das kleine Städtchen hatte bis zum Krieg nur 1300 Einwohner, als dann nach dem Krieg Hunderte von Vertriebenen kamen. Ende 1948 konnte Pfarrer Schmitz feststellen, dass das ihm anvertraute

Seelsorgegebiet eine Fläche von fast zehn Quadratkilometern hatte, auf der bei 6429 Einwohnern 1853 vertriebene Katholiken lebten oder im Lager hausten. Der Seelsorger, der im Krieg im Gestapogefängnis saß und nach dem Krieg in tschechischer Haft war, war das, was die Vertriebenen bis heute einen „Heimatspriester“ nennen. Er mietete die Hälfte einer Baracke mit 247 Quadratmetern, für die er Miete bezahlte und schuf einen Gottesdienstraum, in dem sich bis zu 1000 Personen drängten. In einem Tätigkeitsbericht vom 12. 11. 1948 schreibt er: „Die Notkirche wurde mit einem neuen Altar und Kirchenbänken, Kreuzwegbildern, Herz-Jesu- und Muttergottesstatue ausgestattet ...“ Der Pfarrer aus dem Riesengebirge und der Diözese Königgrätz betreute nun Egerländer, Troppauer und Jägerndorfer und Vertriebene aus der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl.

Er stellte fest, „es war höchste Zeit, dass hier etwas getan wurde, sonst wären viele für die Kirche verloren gegangen, besonders durch Heirat.“ Als Sudetendeutschem war ihm die Diasporasituation neu, ja „ich fürchtete mich ursprünglich vor der Diaspora und glaubte, nicht gewachsen zu sein. Doch ich kann dem Herrgott nicht genug danken, mich hierher geführt zu haben. Obwohl es mir auf dem ersten Posten materiell besser gegangen ist, möchte ich von hier nicht mehr fort. Erlebe viel Freuden und Mitarbeit! Die größte Freude sind die Kinder in der Schule. Da neun Schulen hierher gehören, bekam ich mit dem neuen Schuljahr einen Junglehrer als Katecheten.“

Sieben Jahrzehnte später ist es fast unvorstellbar, was die „Rucksackpriester“ leisteten. Pfarrer Schmitz lud den Redemptoristenpater Schindler aus Grulich zu einer Volksmission ein, betreute sechs Jugendgruppen „und es zeigte sich überall neues Leben ... Heimatlieder wurden gesungen und deshalb fühlen sich die Flüchtlinge zu Hause.“ Aber der Heimatspriester bekennt auch: „Nur einen Schmerz kann ich schwer überbrücken, dass ich den Leuten materiell nicht mehr helfen kann, obwohl ich das Möglichste tue und mich für alle und überall einsetze.“



*Pfarrer Schmitz starb 1986
in Creußen*

Im Lutherjahr 2017 ist eine Notiz von Pfarrer Schmitz vom Jahre 1948 tröstlich: „Von Seiten der Protestanten habe ich keine Schwierigkeiten, sondern Verständnis und auch Unterstützung. Auch zwei Pastoren wohnen in Creußen. Ja, ich bekam vom 1. Pastor sogar vier Festmeter Nutzholz zum Ausbau der Notkirche und zwar in einer Zeit vor der Währung, in welcher kein Stückchen Holz zu bekommen war. Wir besuchen uns gegenseitig und ich bemühe mich ohne Jota von den katholischen Prinzipien abzutreten, mit allen auszukommen. Ich fühle mich glücklich und zufrieden und möge mich der Herrgott noch lange wirken lassen, das soll meine Bitte sein.“

Gott hat seine Bitte erhört. Der 1905 in Niederlindewiese geborene und 1933 in Königgrätz zum Priester geweihte Josef Schmitz wirkte fast vierzig Jahre in Creußen und starb 1986 als Erzbischöflicher Geistlicher Rat.

Rudolf Grulich

Christoph Morgner:

Passt der Islam zu Deutschland?

Dieser Frage haben wir uns oft bei den Tagen der offenen Tür des Hauses Königstein stellen müssen. Viele unserer Freunde, die zum Teil selber oder deren Eltern das Schicksal der Vertreibung erleiden mussten und es oft nicht leicht hatten, sich in Deutschland zu integrieren, sind heute oft sehr beunruhigt und haben Angst vor der Radikalisierung durch den Islam, obwohl viele Muslime in Deutschland längst heimisch geworden sind. Die katholischen Bischöfe haben jüngst zur Entspannung der Lage zu mehr Gesprächen mit dem Islam aufgerufen. Das wird von Prof. Grulich schon seit langem praktiziert. Er ist auch Türkeiberater des Werkes „Kirche in Not“, hat viel über den Islam geschrieben und er führte seit Jahren seine Studenten zu Besuchen und Gesprächen in Moscheen, wo immer ein reger Austausch stattfand. So hatten wir auch in diesem Jahr zum Besuch der Ahmadiyya-Moschee in Nidda eingeladen.

Christoph Morgner sucht in seinem in allen Richtungen diskutierten Buch „Passt der Islam zu Deutschland? Ein Zwischenruf“ nach einer Lösung, um eine gute Integration der Muslime in Deutschland zu ermöglichen. Er lässt Fakten und Quellen sprechen und gibt auch unbequemen Stimmen aus Politik, Medien, Wissenschaft u.a. – auch aus dem Islam selber – Gehör. Morgner war 14 Jahre Gemeindepfarrer, ist seit 2009 im Ruhestand. Aktiv ist er aber nach wie vor, hält Vorträge, Seminare und Gottesdienste. Er weist in diesem kleinen Büchlein darauf hin, dass es den *einen* Islam nicht gibt. Wir kennen liberale Aleviten, welche die Scharia ablehnen, moderate Muslime bis

hin zu fundamentalistisch Orientierten, die ihre religiösen Gebote strikt befolgen. Dazu kommen verschiedene islamische Gruppierungen wie etwa die Ahmadiyya-Bewegung. Morgner sieht ein großes Problem in unserer „Demokratie“, deren Wurzeln durch christliche Werte begründet sind. Die muslimische Bevölkerung genießt in Deutschland die demokratischen Rechte, könne dann aber oft nicht akzeptieren, wenn die demokratischen Rechte im Widerspruch mit ihrem Glauben stehen. Morgner zitiert den Soziologen Koopmann aus Berlin, der schreibt: „... dass es keine andere Weltreligion gibt, wo der Hass auf Andersdenkende und religiöse Minderheiten und ihre Entrechtung so tief verwurzelt sind wie in der muslimischen Welt. [...] Nur wenn sich ein Bewusstsein herausbildet, dass die Wurzeln des Problems im Mainstream des gegenwärtigen Islam liegen, ist eine Besserung möglich.“

Durch die derzeitige Flüchtlingspolitik sei die Euphorie verflogen und angesichts der „kulturellen Differenz stellt Integration eine herausfordernde Aufgabe dar, die von beiden Seiten gewollt und gestemmt werden will“, schreibt Morgner. „Herz und Verstand sind gefragt“ lesen wir bei seinen Ausführungen. Auch die Journalistin Birgit Kelle kommt zu Wort: „Integration ist eine Bringschuld, die ich von jedem erwarte, der in unserem Land heimisch werden will. Und sie muss mit harten Konsequenzen bestraft werden, falls sie ausbleibt.“

Morgner stellt zum Schluss die entscheidende Frage: Ist der Islam von seinem Wesen her demokratisierbar? Oder legt er es darauf an, Parallelgesellschaften zu installieren? Auch der Begriff „Euro-Islam“ wird diskutiert. Das vielversprechende Buch endet mit dem Fazit: „Gehört der Islam zu Deutschland? Äußerlich schon. Die Statistiken sprechen eine eindeutige Sprache. Aber innerlich in weiten Teilen längst noch nicht. Die weitere Entwicklung hängt vom Islam und seiner Veränderungsbereitschaft ab. Manches auf dem Feld persönlicher Begegnung macht Mut. Anderes irritiert und lässt daran zweifeln. Doch wer die Hoffnung aufgibt, hat schon verloren.“

Christoph Morgner, „Passt der Islam zu Deutschland? Ein Zwischenruf“, mediaKern GmbH, 46485 Wesel, 142 Seiten, Preis 9,95 €.

Angelika Steinhauer

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende
und beachten Sie auch unser interessantes
Bücherangebot auf Seite 32.

Unser Bücherangebot

Neu:

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege**“. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten. EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „**Dort auch bist ja Du mir nahe**“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche. „**Wohin soll ich mich wenden?**“ **Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**. 2017, 192 Seiten. EUR 9,80.